

Der Grinder und der Hero

Engl: »The Grinders and the Heros« — zwei Bezeichnungen für das gleiche Sandwich, das in Connecticut und New York jeweils verschieden benannt wird. Auch ein Wortspiel auf »Mühle« (Grinder) und »Held« (Hero), das sich nicht ins Deutsche übertragen läßt. (Anm. d. Ü.)

Ob gut oder schlecht, jeder Großstadtbewohner hört hin und wieder Straßenmusik. Trotzdem scheiden sich die Geister, ob Straßenmusik auch immer gern gesehen ist. Für die einen stellt sie eine Bereicherung des Stadtlebens dar, einen musischen Segen, der den unpersönlichen, molochartigen Metropolen ein wenig Freude und Intimität einhaucht; für die anderen ist Straßenmusik wie eine Plage, ein Beitrag zur allgemeinen »Lärmbelästigung«, die sehr häufig Chaos in den sonst so geregelten Fußgängerverkehr bringt. Diese Leute werfen in der Regel sämtliche Straßenmusiker in einen Topf. Doch gibt es bei den Straßenmusikern — im Englischen *Busker* genannt — ebenso große Unterschiede wie bei dem Publikum, das diese entweder unterstützt oder ablehnt.

Trotz des ohrenbetäubenden Lärms, der durch die Betonwüste von New Yorks *Grand Central Station* hallt, versammelt sich während der *Rush hour* eine Zuhörerschaft um ein Violinduo und lauscht seiner Interpretation von J.S. Bach. Am *Centre Pompidou* in Paris spielt ein reisendes südamerikanisches Quintett spanische Melodien und läßt dabei im Schatten der Bäume die traditionellen Instrumente erklingen. Oder Samstag abend an einer Straßenecke in *Greenwich Village*: dort steht ein einsamer,

schmuddeliger Gitarrist mit einer fußgesteuerten Baßtrommel mit Becken auf dem Rücken. Jedes Wochenende schmettert er dem Publikum seine »Interpretation« des *Hotel California* entgegen — sowie sein übriges Drei-Lied-Repertoire!

Manchmal legal, meistens illegal und immer umstritten sind Straßenkünstler heutzutage allgegenwärtig. Selbst Beschwerden von Polizei oder Nachbarn bringen Straßenmusiker allenfalls dazu weiterzuziehen, aus dem Stadtbild verschwinden tun sie aber nicht. Straßenkünstler wissen, daß sie zumeist selbst dann gern gesehen sind, wenn man ihnen das nicht immer mit »barer Münze« beweist.

Einige Musiker spielen gut, einige schlecht und andere wiederum überhaupt nicht — wie der Bassist, den ich einmal am *Columbus Circle* in New York sah: einem Teufelsgeiger gleich bearbeitete er mit dem Bogen die zwei (und einzigen) Saiten seines Instruments, das ihm nur als Trick diente, den Passanten etwas Kleingeld aus der Tasche zu ziehen.

Aber wer sind diese Straßenleute überhaupt?

Diese Szene ist so schnellebig, daß bisher nur wenige soziologische Studien zum Thema *Busking* durchgeführt wurden. Durch jahrelange Beobachtung der internationalen Straßenkünstlerszene lernte ich, die guten von den weniger guten mit einem einzigen Blick zu unterscheiden. Das brachte mich zu dem Schluß, die Straßenkünstler, insbesondere die Solisten, in zwei Gruppen aufzuteilen: die *Grinders* und die *Heros*.

DER GRINDER

Der *Grinder* ist in der Regel ein Instrumentalsolist — Gitarrist, Geiger, Drehorgelspieler oder dergleichen — dem die Gehwege der Großstadt als Konzerthalle dienen, die Passanten als sein Publikum. Normalerweise geht er einer geregelten Arbeit nach und musiziert in seiner Freizeit entweder um sich etwas dazuzuverdienen oder die Freuden eines Live-Auftritts zu genießen — oder beides. Da er in den meisten Fällen nicht gut genug spielt, um davon leben zu können, nützt er diese seltenen Gelegenheiten, um in Übung zu bleiben.

Seine Ausstattung ist einfach: er legt einen Hut oder Instrumentenkoffer vor sich auf den Boden, um darin die finanziellen Zuwendungen entgegenzunehmen, prüft den Ton seines Instrumentes oder Verstärkeranschlusses und spielt zum Aufwärmen ein paar Tonleitern. Noch ein letzter Blick links und rechts die Straße entlang, um den Fußgängerstrom abzuschätzen — der *Grinder* ist bereit für sein erstes Lied! Mit dem Rücken zur Wand im wahrsten Sinnes des Wortes, dem Gesicht gegen den Wind leiert er sein Repertoire herunter.

Ihm ist klar, daß er und seine Musik von den wenigsten Passanten respektiert werden. Die meisten von ihnen erinnert der *Grinder* vielmehr an Picassos »*Der alte Gitarrist*« — bedauernswürdig, arm, dreckig. Aber es kommt ihm ja auch gar nicht darauf an, schöne Musik zu machen, die Passanten sollen lediglich den Hut füllen. Die meisten Leute ignorieren ihn im Vorbeigehen; so ignoriert auch er sie — direkter Augenkontakt kommt äußerst selten zustande. Seine Aufgabe ist es Töne zu erzeugen, das denkt er jedenfalls. Zäh dreht er seine Stücke herunter, wie der Metzger das Fleisch durch den Fleischwolf.

Der *Grinder* spielt bevorzugt »Hitparaden-Schlager« oder alte Jazzklassiker, Ohrwürmer, die den Griff zur Börse bedeuten. Etwas Kleingeld und ein bißchen Beifall, das reicht ihm. Mal ein Lied auf Wunsch, ja, doch zumeist übersieht man den *Grinder*. Und auch er übersieht die Passanten zum Schutze seines Selbstwertgefühls. Als wären seine Gefühle durch die Ignoranz des Publikums schon zu oft verletzt worden, weigert er sich einzugestehen, daß die Menschheit musikalisch gesehen noch höhere Ansprüche haben könnte. In seinem Gesicht spiegelt sich sehr oft Härte wider. Das ist jedoch nur eine Maske, die seine einst ausdrucksfähige Seele gegen die jahrelange Scham und Frustration der ihn umgebenden Banausen schützen soll. Der *Grinder* will die Musik, die er insgeheim liebt, mit anderen nicht mehr teilen — nicht auf der Straße, nicht hier, nicht jetzt. Er konzentriert sich und seine Fähigkeiten auf die einzige Maxime seines Straßenkünstler-Daseins: »Ich spiele, sie zahlen.« Leider lautet seine daraus resultierende und nicht ganz logische Schlußfolgerung: »Je mehr ich spiele, desto mehr zahlen sie.« Er sieht nicht, daß die materielle Unterstützung, die er durch seine mechanische Wiederholung erhält, auf Kosten seiner musikalischen Ausdrucksfähigkeit geht. Das ist einer der Gründe, warum dieser Musikertypus so oft frustriert ist. Es frustriert ihn, überhaupt auf der Straße spielen zu müssen, denn er wähnt sich zu gut dafür. Zudem geben die

Leute meistens nicht so viel, wie sie seiner Meinung nach sollten. Es liegt auf der Hand, daß sein Einkommen kaum für das Nötigste ausreicht. Die Geschichte *Corey* handelt von einem solchen *Grinder*.

DER HERO

Und nun zum selteneren Typus, dem *Hero*: der *Hero* hat Charisma, Talent hat er nicht immer. Hemmungslos spricht er ins Leere, denn er weiß genau, daß er damit Zuschauer anlockt. Durch jahrelange Erfahrung geschult, beherrscht er die Mittel der Massenpsychologie, die Feinheiten von Nähe und Distanz, Mimik und Gestik so virtuos, daß er für sein Publikum beinahe telepathisch wirkt.

Der *Hero* wird fast immer von einer großen Menschenmenge umgeben. Wie Richard Wagners Held *Siegfried* drohend sein Schwert schwingt, so setzt auch er seine Kunstfertigkeiten ein — Musik, Jonglieren, Comedy. Selbstbewußt und mutig steht er vor dem grausam feuerspeienden Drachen — seinem Publikum — um diesen zu erlegen und das Rheingold zu gewinnen. Mit dem kleinen Unterschied, daß sich der Drachen »Publikum« insgeheim danach sehnt, von ihm erlegt zu werden!

Er weiß genau, wie man Fußgänger fesselt, denn auch das ist Teil seiner Kunst. Wenn er sein Publikum um etwas bittet, gehorcht es ihm willfährig: es tritt zurück, geht nach vorne, klatscht, schreit oder meldet sich freiwillig.

Der *Hero* hat zudem ein natürliches Gespür für Humor. Die Leute lächeln über seine lustigen Tricks und lachen lauthals, fast wie auf Kommando, über seine Witze. Für alles was schiefgeht, hat der *Hero* einen Witz parat, wodurch er seine Fehler immer als geplant erscheinen lassen kann. Und falls ein Betrunkener oder Wichtigtuer seine Darbietung durch Zwischenrufe zu stören versuchen sollte, verfügt er über eine reich bestückte Schatzkammer an witzigen Retourkutschen, um den Störenfried bloßzustellen und ihn zum Abzug zu bewegen.

Sein Selbstbewußtsein grenzt manchmal an Unverschämtheit. Er weiß, welche Ausdrucksweisen er vor Kindern gebrauchen kann und welche sexuellen Anspielungen er verwenden kann, ohne die Zuschauer zu beleidigen und damit sein Einkommen aufs Spiel zu setzen.

Doch die Zuschauer stört dies offenbar nicht im geringsten. Nein, es scheint geradezu, als ermutigten sie ihn zu diesem Benehmen, das sie an

ihrem »geregelten Arbeitsplatz« niemals wagen würden.

Nach der Vorstellung bleiben die Zuschauer noch lange stehen, denn sie haben sich in den *Hero* verliebt. Sie beschenken ihn mit Rosen, laden ihn zum Essen ein, bitten um seine Visitenkarte und manchmal um ein Autogramm. Nicht einmal vor den dümmsten Fragen schrecken sie zurück, denn sie wollen ihn und seine kreative Energie nicht gehen lassen. Angesichts der riesigen Menge Münzen, die der *Hero* am Ende seiner dreißigminütigen Show in seinem »Hut« findet, möchte man ihm fast den Titel eines *Heavy Metal Artist* verleihen. Naturgemäß erweckt er den Neid des *Grinders*.



Für zehn Jahre, in denen ich hauptsächlich in New York City spielte, war ich fast ein *Grinder*.¹ Ich war zwar nicht verbittert, aber nur mäßig erfolgreich. Und plötzlich wurde ich zum *Hero* in Europa, wo ich seitdem hauptsächlich gespielt habe. Natürlich war ich noch immer derselbe — spielte dasselbe Instrument, dieselbe Musik — doch der Blickwinkel meines Publikums hatte sich radikal verändert. Teilweise führe ich dies auf den höheren Stellenwert zurück, den die klassische Musik in Europa einnimmt, aber was diesen Wandel letztlich bewirkte, weiß ich bis heute nicht. Es ist einfach passiert, und ich genieße den Erfolg dieser letzten Jahre sehr. Andere Straßenmusiker — *Grinders* und *Heros* aus der ganzen Welt — stimmen dem zu, nachdem auch sie Europa schließlich für sich entdeckt haben.

Eines kalten Tages auf der Zeil in Frankfurt fragte ich Chris Paulson, einen damals vierunddreißig Jahre alten amerikanischen Straßengitarristen, auf *Bob Dylan* und *Simon & Garfunkel* spezialisiert, wie lange er noch vor habe auf der Straße zu spielen. Mit einem verschmitzten Grinsen auf den Lippen antwortete er: »Bis ins Grab!« Zweifellos liebt Chris seine Arbeit. Das tue ich auch, doch bin ich inzwischen Mitte dreißig, und trotz der wunderbaren Erfahrungen in Europa muß ich mich fragen: Werde ich immer noch tingeln, wenn ich vierzig, fünfzig oder sechzig bin? Ich weiß es noch nicht. Würde ich diesen außergewöhnlichen »Beruf« meinen Kindern empfehlen? Ich weiß es auch nicht.

1 1981–1991

Ich und meine Kommilitonen an der Musikhochschule hätten es niemals für möglich gehalten, daß es den Beruf »Straßenmusiker« überhaupt gibt. Doch hier stehe ich, ein professioneller Straßenmusiker, der seinen Lebensunterhalt damit bestreiten kann; anders als viele meiner ehemaligen Mitstudenten, die die Musik aus finanziellen Gründen leider aufgeben mußten.

Ein Musiker, der mehr Spaß an seiner Arbeit hat, ein größeres Publikum anlockt, breitere Aufmerksamkeit von der Presse erhält und auf der Straße mehr Geld verdient als mit einem Konzert im Lincoln Center! — Immer, wenn ich mir das bewußt mache, muß ich an ein jiddisches Sprichwort denken, das mir meine Mutter vor vielen Jahren einmal beibrachte:

דער מאַן טראַכט און גאט לאַכט.

Der Mann tracht,² und G-tt lacht.

² Jiddisch: plant. In Einklang mit dem dritten der Zehn Gebote ist es im Judentum Sitte, den Namen des Schöpfers in keiner Sprache ganz auszuschreiben.